



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reihlen, M.: Von der Ostmarkenfahrt süddeutscher Parlamentarier und
Journalisten : Reiseeindrücke. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Von der Ostmarkenfahrt süddeutscher Parlamentarier und Journalisten

Reiseeindrücke von M. Reihlen in Stuttgart

1



Es war mir vergönnt, an der siebentägigen „Ostmarkenfahrt süddeutscher Parlamentarier und Journalisten“ teilzunehmen, obgleich ich weder das eine noch das andre bin noch zu werden gedenke. Die Reise führte uns in der kurzen Zeit vom 23. bis 29. Mai 1909 durch die beiden Ansiedlungsprovinzen Posen und Westpreußen, von der märkischen Grenze bis ans Meer bei Danzig. Im eigentlichen Ansiedlungsgebiet waren wir nur vier oder fünf Tage, die allerdings so gut wie möglich ausgenützt wurden und uns in verschiedenen, möglichst weit auseinander liegenden Bezirken einen Einblick in die Ansiedlungsarbeit gewinnen ließen.

Beteiligt waren bei der Fahrt von Abgeordneten des Reichstags die Herren Buchsieb (Kunkel an der Bahn, nationalliberal), Enderz (Sonneberg, freisinnig), Dr. Goller (Hof, freisinnig), Professor Hieber (Stuttgart, national-liberal), Roth (Leonberg, Württemberg, Bauernbund), Storz (Heidenheim, Volkspartei), Vogt (Schwäbisch-Hall, Bauernbund), Wölzl (München, national-liberal); ferner der Karlsruher Rechtsanwalt Frühhauf (Mitglied der badischen Kammer, freisinnig) und Landwirtschaftsinspektor Ströbel (Ulm).

Von Zeitungen waren vertreten: die Badische Landeszeitung (Karlsruhe), der Frankfurter Generalanzeiger, der Mannheimer Generalanzeiger, die Münchner Neuesten Nachrichten, die Schlesiische Morgenzeitung (Breslau), der Schwäbische Merkur (Stuttgart), die Deutsche Reichspost (Stuttgart), das Stuttgarter Neue Tagblatt, das Württemberger Wochenblatt für die Landwirtschaft (Stuttgart). Es waren also vom linken Flügel des Liberalismus bis zu den Konservativen fast alle politischen Schattierungen in unserm Wanderlager vertreten.

Während der ganzen Dauer der Besichtigungen war sowohl unter den Parlamentariern als unter den landwirtschaftlichen Sachverständigen als unter den Herren von der Feder nur eine Stimme der Befriedigung über das, was wir gesehen haben; und dieses Gefühl hielt offenbar auch bei jedem einzelnen vor, als er nach den Festtagen — das waren die Reisetage für deutsch-schlagende Herzen — im stillen Kämmerlein mit sich über seine Eindrücke zu Räte ging. Auch bei den gemeinsamen Beratungen in den Stäben der verschiedenen Redaktionen drang die von ihren Sendboten gewonnene gute Meinung überall siegreich durch.

So erschienen in einer großen Zahl wichtiger Blätter ganze Reihen von Artikeln, die dem Ansiedlungswerk und der Ansiedlungspolitik das Wort redeten. Schon deshalb konnten auch die dem gegenwärtigen Polenkurs feindlichen Zeitungen an der „Ostmarkenfahrt“ nicht schweigend vorbeigehn, mehr noch aus folgenden Erwägungen: daß die Reise wenn nicht direkt von dem gehafteten Ostmarkenverein veranstaltet, so doch von ihm aufs freundlichste begrüßt wurde, ging aus der höchst liebenswürdigen Haltung aller seiner auf der Fahrt berührten Ortsgruppen hervor; daß sie von der Regierung begünstigt wurde, mußte ein Blinder sehen an der Art der Beteiligung der Herren von der Ansiedlungskommission bei der Reise, an der Teilnahme der Spitzen der Behörden bei den abendlichen Zusammenkünften und vollends an dem Entgegenkommen der Offiziere bei der Besichtigung der Festungen Posen und Graudenz und der Kaiserlichen Werft in Danzig. Dazu kam noch, daß sich uns auf besondern Befehl aus Berlin selbst die sonst unnahbare Kaiserpfalz in Posen erschloß, eine Auszeichnung, die keineswegs nur an sich, sondern auch in ihrer symptomatischen Bedeutung für die Ostmarkenpolitik allerseits, nicht bloß von der Reisegesellschaft, gebührend gewürdigt wurde.

Mehr als alles dies hat auf die der gegenwärtigen Polenpolitik feindlichen Kreise die mannhafte Aussprache von drei der linksliberalen süddeutschen Abgeordneten aus unsrer Reisegesellschaft gewirkt, die an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor großen Versammlungen erklärten, daß die Ansiedlungspolitik eine Notwendigkeit sei, hinter der das ganze deutsche Volk, nicht bloß die preussische Regierung stehn müsse, und für die sie selbst für ihren Teil eintreten würden. Auch die Rede eines Herrn vom Bauernbund, der sogar das Enteignungsgesetz für eine zwingende politische Notwendigkeit erklärte, blieb nicht unbemerkt. Infolge aller dieser Umstände wurde die Reise selbst und wurden die Reiseberichte von gegnerischer Seite in kaum zu erwartendem Maße glossiert, und es wäre für einen jener Dilettanten der Statistik eine dankbare Aufgabe, im deutschen Blätterwald nachzuzählen, wie oft wir „Potemkinsche Dörfer“ zu sehen bekommen haben, und wie oft von hämischer Seite die in allen unsern Berichten gerühmte vorzügliche Führung durch die Herren von der Ansiedlungskommission in eine vorzügliche Bewachung verdreht wurde.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, im Kampf gegen diesen Chorus hier die ganze Polenfrage aufzurollen und an der Hand dessen siegreich abzutun, was wir unterwegs in geschlossenen Vorträgen und sonst „offiziell“ zu hören bekamen: ich will den roten und schwarzen Zitatenhäglern die Freude nicht machen, ein berechtigtes

... Ach was haben die Herrn
Für ein kurzes Gedärm

gegen mich abzufeuern.

In dieser Wochenschrift ist die Polenfrage schon nach den verschiedensten Seiten von Kennern behandelt worden. Wenn ich es trotzdem versuche mit

„Reiseeindrücken“ hervorzutreten, so geschieht es deshalb, weil so vieles „im Gelände“ ganz anders aussah, als ich es nach der Literatur — die ich doch seit Jahren verfolgt habe — erwartet hatte. Außerdem vermute ich: es wird noch vielen wie mir so gehn, daß sie die historische, politische und rechtliche Seite der Polenfrage einigermaßen kennen und doch nicht wissen, wie eigentlich ein Ansiedlerdorf aussieht, und wie es entsteht.

Ich will mich also daran machen, einfach Land und Leute zu schildern, wie ich sie gesehen habe, obgleich ich mir bewußt bin, daß für einen Stadtmenschen, der im Hügelland zu Haus ist, verschiedene Stellen der norddeutschen Ebene und verschiedene Formen kleinbäuerlicher Gehöfte so ähnlich aussehen wie für den Europäer die — unter sich sehr unähnlichen — Neger.

Das erste, was wir zu sehen bekamen, war das 6000 preußische Morgen (= 1530 Hektar) große Gut Seeheim des Herrn Major von Tiedemann, das etwa 60 Kilometer von der brandenburgischen Grenze und 24 Kilometer von Posen entfernt ist. Seine Erwähnung ist für weitere Kreise interessant, erstens weil es von einem deutschen Privatmann aus polnischer Hand erworben und zu einer Musterwirtschaft gemacht wurde, zweitens weil sein Besitzer einen Versuch der Ansiedlung deutscher Landarbeiter unter ganz modernen Bedingungen gemacht hat. Er hat eine Anzahl einfacher, hübsch aussehender Einfamilienhäuser gebaut, zu denen je vier Morgen (= ein Hektar) Land und eine kleine Scheune gehören.

Diese Stellen vermietet er an Deutsche wie ein Hausbesitzer in der Stadt eine Wohnung mit Werkstatt. Sein Mieter sitzt als freier Mann auf seinen vier Morgen, er ist — und darin liegt das Neue — in keiner Weise verpflichtet, zu gewissen Zeiten, zum Beispiel in der Ernte, bei seinem Vermieter gegen Lohn Arbeit zu nehmen. Er kann die Arbeitskraft, die sein Feld ihm übrig läßt, verwenden, bei wem er will.

Herr von Tiedemann kann sein großes Gut vorläufig natürlich auch nur mit einer überwiegenden Zahl polnischer Arbeiter umtreiben, und es müßten noch viele viele deutsche Landarbeiter von ihm ansässig gemacht werden, ehe sich das Zahlenverhältnis umkehrt. Wenn der Großgrundbesitz aber überall so von nationalen Gesichtspunkten aus handeln wollte, würden seine polnischen Arbeiterheere eine nationale Gefahr nicht in dem Maße bedeuten, als sie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen tatsächlich sind.

Den Reiseteilnehmern wird Herr von Tiedemann, der Mitgründer des Ostmarkenvereins, unvergeßlich bleiben als eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten, mit denen wir in Berührung gekommen sind, unvergeßlich auch durch die eindrucksvolle in einem Kaiserhoch gipfelnde Geleitsrede auf unsre Reise.

Übrigens hatten wir die Reise schon einmal, wenn auch nur Augenblicke, unterbrochen, nämlich in Bentschen; dort hatte die Ortsgruppe des Ostmarkenvereins die wenigen Minuten des Aufenthalts des Schnellzugs zu einem herzlichen Willkommen auf dem Boden Posens benutzt.

Bentschen ist annähernd der Mittelpunkt der westlichsten polnischen Sprachinsel, die stellenweise bis hart an die Grenze von Brandenburg reicht; sie ist übrigens durch Ankäufe der Ansiedlungskommission schon um ein gutes Teil verkleinert worden.

Halbwegs zwischen Bentschen und Posen fängt das überwiegend polnische Sprachgebiet an: was weiter östlich deutsch ist, muß vorläufig als deutsche Sprachinsel bezeichnet werden; doch ist die Bahnlinie Posen—Gnesen infolge der staatlichen Ankäufe fast ununterbrochen von einem ziemlich breiten deutschen Gürtel eingefaßt, der, etwas schmaler und löcheriger werdend, die Hauptlinie nach Thorn bis nahezu halbwegs, bis in die Gegend von Hohenfalza, begleitet.

Bei unsrer Ankunft auf dem Bahnhof in Posen war es noch hell genug, daß wir den großartigsten Teil Neuposens sehen konnten, den Teil, der in wenigen Jahren auf dem Boden der geschleiften Festungsbauten entstanden ist. Man merkt sofort, daß hier ein gewaltiger Wille an der Arbeit ist, eine lange stehen gebliebne national-indifferente Mittelstadt zur deutschen Großstadt zu gestalten. Eine ganze Reihe stattlicher öffentlicher Bauten, die meist nicht durch Privathäuser, sondern durch Parkanlagen getrennt sind, empfängt den Fremden. Ein in jeder Beziehung ansprechender Prachtbau im Stil der deutschen Renaissance — bei dem unter andern das Lusthaus in Stuttgart Pate gestanden hat — wird die Kaiser Wilhelms-Akademie aufnehmen. Dann wird das Auge gefesselt durch einen wuchtigen quadratischen Turm, der an seiner Spitze zwei runde, mit romanischen Fenstern reizvoll durchbrochne Geschosse trägt. Nach der Straßenseite durchdringt den Fuß des Kiesen die reichverzierte Apfiss einer romanischen Burgkapelle. Der trutzige Geselle schaut schirmend herab auf der einen Seite nach dem Bismarckdenkmal, auf der andern Seite nach der großartigen Kaiserpfalz, deren Eckpfeiler er bildet.

Als ich im vorigen Jahre den Bau umwanderte und seine prächtigen stilgerechten Einzelheiten bewunderte, konnte ich mich innerlich damit nicht recht auseinandersetzen, fast noch weniger diesmal beim Durchwandern des Innern, trotz des prachtvoll=heitern Festsaales und trotz der schönen Verhältnisse der Kapelle, von deren künftiger Ausstattung Wunderdinge erzählt werden. Es störten mich namentlich seine eigentümlich gewölbten, geradlinigen, hohen Korridore, deren Größe sich kein Baumeister der Hohenstaufenzeit im Traum vorzustellen gewagt hätte. In einem dieser Gänge stand ein prächtiger alter romanischer Doppelthron, der, offenbar für eines der halbfertigen Zimmer bestimmt, an seiner jetzigen Stelle aussah wie ein verloren gegangnes Puppenstubenmöbel. Später konnten wir das ganze Schloß aus ziemlicher Ferne, von der andern Seite der tief eingeschnittenen Bahnlinie sehen: von dort aus wirkt es als Ganzes großartig — aus der Nähe betrachtet, trotz aller schönen Einzelheiten, wie eine Kaserne. Die romanischen Kirchen, die wir heute bauen, bleiben in ihren Maßen alle weit zurück hinter

den alten Domen, die sich im Rhein spiegeln, und trotzdem wirken manche von ihnen ernst und groß.

In Bosen sollte eine romanische Pfalz gebaut werden, die alle Bauten des Mittelalters an Größe und Pracht weit überragt, aber — es ist etwas andres daraus geworden. Statt der mittelalterlichen Hofanlage, die in einem Mauerring den fensterbelebten Palas, den starren Wehrturm und die zierliche Kapelle, lauter einzelne Gebäude, zu einem Ganzen zusammenschließt, und die auf einem freistehenden Hügel (Wartburg) oder auf steilem Flußufer (Wimpffen am Neckar) thronend, einen beherrschenden Eindruck macht, hat der moderne Baumeister einen modernen Einheitsbau unter einem langen, langen Dach geschaffen, der den Mangel der Hügellage durch große Verhältnisse ausgleichen möchte.

Trotz dieser ästhetischen Bedenken habe ich mich aber doch gefreut, daß sich der Kaiser in Bosen ein solches mächtiges Schloß bauen läßt, und daß er durch die Wahl des Stils der Zeit der ersten deutschen Besiedlung des Landes erklärt: „Meine Herrschaft ist die Fortsetzung der jahrhundertlangen deutschen Herrschaft im Mittelalter, die Spuren der polnischen Herrschaft in der Zwischenzeit müssen verschwinden.“

In einer die knapp zugemessene Zeit meisterhaft ausnützenden Weise zeigte uns Herr Archivrat Professor Warschauer das mittelalterliche deutsche Bosen verkörpert in seinem saalartigen quadratischen Marktplatz und in seinem Rathaus und dann den Mittelpunkt des Polentums, die Dominsel und den Dom. Der Dom ist ein Museum von Grabdenkmälern polnischer geistlicher und weltlicher Großer und ein Ehrensaal — deutscher Kunst: den Anfang machen vier Epitaphien in Form von Bronzeplatten, die uns ein ganzes Jahrhundert der Bischerschen Gießhütte in Nürnberg vor Augen führen; am Schluß steht ein Werk von Rauch, die eiserne Doppelstatue der beiden ersten polnischen Könige in der „goldnen Kapelle“.

Dieses großartige Denkmal wurde im Jahre 1838 gestiftet von einem polnischen Grafen Raczyński, der ehrlich bestrebt war, einen Ausgleich zwischen dem Polentum und dem preußischen Staatsgedanken zu finden, und der darüber zugrunde ging. Eine der Handlungen, die ihm seine Volksgenossen besonders übel nahmen, war eben die, daß er für die Ausführung der Statuen im Allerheiligsten der polnischen Ruhmes- und Gedenthalle den Bildhauer Rauch und damit gerade den Mann ausgewählt hatte, der in seinem Denkmal Friedrichs des Großen einen der Zertrümmerer Polens verherrlicht hatte. Der Graf, den man als Märtyrer seiner Versöhnungsidee bezeichnen darf, hat mehrere Jahrzehnte nach der Aufstellung des Denkmals das Täfelchen, das ihn als Stifter bezeichnete, in seiner Gegenwart entfernen lassen und sich unmittelbar darauf erschossen. Rauch hat übrigens auch für den Dom in Gnesen gearbeitet; vier Engelsstatuetten von ihm schmückten die Giebel der mensa mit dem Sarg des heiligen Adalbert. Diese sind aber später von dem Erzbischof

Ledochowski entfernt und in die wohlverschlossene Schatzkammer des Domes gestellt worden. Ob die Engelein von Rauch im Dom selbst nirgends unterzubringen gewesen wären, steht dahin; daß sie von ihrer ursprünglichen Stelle weichen mußten, ist vom künstlerischen Standpunkt aus zuzugeben.

Den Schluß der Besichtigung Pofens bildete ein Gang in das „Kernwerk“ der Festung, von deren Hauptturm aus der Kommandant in eigener Person den Plan der Festung erklärte und dabei den Herren von der Finanzkommission nahelegte, daß er einige Panzertürme brauchen könnte. Während die einen unverwandt am Munde unsers Führers hingen, dem halb ernste, halb schalkhafte Worte „wie die Schneeflocken entfielen“, entdeckten andre, daß sich die Landschaft im Osten doch auch sehen lassen könne, und mit Recht. Die leichtwellige Ebene im saftigen Grün der jungen Saaten prangend, hin und wieder kleine dunkler gehaltne Gehölze, da und dort im Abendsonnenschein aufblinkend das Silberband der Warthe, dazu im Mittelpunkt die weit ausgedehnte Stadt mit den Resten ihrer Festungswerke: alles zusammen gab ein Bild, das sich der Erinnerung tief einprägte.

Was nun unsre Ausflüge in die Ansiedlungsdörfer anlangt, so haben wir in vier Tagen zusammen etwa 100 Kilometer im offenen Wagen zurückgelegt, und zwar von drei Stützpunkten aus, nämlich von Posen, Gnesen und Thorn. Diese drei Städte liegen, was Entfernung und Richtung zueinander anlangt, etwa wie Rüdeshheim, Frankfurt und Fulda oder wie Eisenach, Erfurt und Halle. Die Entfernung von Posen bis Thorn beträgt in der Luftlinie etwa 130 Kilometer.

Wir haben also unsre leider nur allzu flüchtigen Besuche wenigstens an ziemlich weit auseinanderliegenden Punkten gemacht und immerhin etwa zehn Dörfer, dazu eine Anzahl Kirchen, Schulen, genossenschaftliche Brennereien, Milchverwertungszentralen und Kornspeicher genauer angesehen, und schließlich haben wir auch nicht verfehlt, in zwei Krugwirtschaften pflichtgemäß Einsicht zu nehmen.

Unser erster Ausflug von Posen aus galt dem Dorfe Golenhofen. Golenhofen ist nur etwa achtzehn Kilometer von Posen entfernt, liegt bequem an der Bahn, hat ein gutes Wirtshaus und ist deshalb ein angenehmer Nachmittagsausflug von Posen; es ist außerdem das Ansiedlungsdorf, in dem es am meisten „zu sehen“ gibt, und das deshalb am häufigsten besucht wird.

Wenn man einer Schmähschrift auf den Ostmarkenverein von einem Herrn Rabbow*) glauben dürfte, so würden sich die auf „Hurrapatriotismus dressierten“

*) Daß ein solches Nachwerk, das sich gegen den Ostmarkenverein wendet und die Regierung meint, von einem Mitgliede der Handelskammer geschrieben und von der führenden freistündigen Zeitung in Posen günstig aufgenommen wurde, war die erste betäubende Erfahrung auf der Reise. Wenn eine im Ton einer Kneipzeitung gehaltne politische Streifschrift so gut wie keine greifbaren Tatsachen, sondern nur allgemein gehaltne Redensarten bringt und trotzdem

Einwohner von „Spielschachtelhausen“ in die Keller verkriechen, wenn sich ein auf Besuch verdächtiger Mensch in ihrem Ort blicken läßt.

Wir hatten es nicht nötig, die Leute in den Kellern oder Betten aufzustöbern, sie hatten sogar ihre schwarzweißroten Fahnen aufgepflanzt, nachdem vom Wirtshaus aus — in dem wir uns zum Essen angesagt hatten — der beabsichtigte Besuch bekannt geworden war. Ein „Empfang“ durch die Gemeinde war absichtlich nicht in Szene gesetzt worden. Golenhofen bietet nun allerdings aus zwei Gründen nicht das Bild des durchschnittlichen Ansiedlungsdorfes; wenn man vom Bahnhof durch eine prächtige Allee stattlicher Schwarzpappeln in die Hauptstraße eintritt, so könnte man eine einfache saubere Villenkolonie vermuten, so hübsch sind die Häuschen, und so regelmäßig sind sie in verhältnismäßig kurzen Abständen angeordnet. Auch der Marktplatz mit dem Betfaal, der Schule, dem großen Brunnen und dem „Krug“ ist ein kleines Schmuckstück, das an schöne Dörfer im Westen erinnert und im ganzen Umfang des ehemaligen Polenreichs seinesgleichen nicht hat. Golenhofen ist unter dem Zeichen der Heimatkunst und Heimatpflege erbaut. Es verdankt seine Ausgestaltung der Absicht, den Ansiedlungslustigen, die auf Beschau in die Ostmark kommen, eine Reihe mustergiltiger deutscher Haustypen, wie sie für das Flachland passen, zur Auswahl vorzuführen. Diese Musterwohnhäuser samt Stall und Scheune kamen auf je zehntausend bis elftausend Mark; dies ist nun allerdings etwas mehr, als die Ansiedlungskommission sonst ausgab für die Baulichkeiten auf Höfen von siebzehn bis zwanzig Hektar, wie sie in Golenhofen die Mehrheit bilden.

Anderwärts baute die Kommission für Höfe von dieser Größe die passenden Gebäude mit ganz verschiedenen bewährten Typen von Grundrissen schon von 7800 (bis — höchstens — 10500) Mark. Um Irrtümern vorzubeugen sei gleich hier bemerkt, daß weitaus die Mehrzahl der Hofbauten von den Ansiedlern selbst und nach ihrem Geschmack errichtet werden. Im Gegensatz zur Mehrzahl der Ansiedlungsdörfer ist Golenhofen als „Straßendorf“ angelegt, d. h. die Wohnungen der vierzig Ansiedler stehn sämtlich Haus nah bei Haus an den vom Marktplatz ausgehenden Dorfstraßen. Das „Straßendorf“ kommt von den alten Dorftypen dem „Haufendorf“ am nächsten, unterscheidet sich aber von ihm wesentlich durch die Gärtchen oder Höfe, die die einzelnen Wohnhäuser trennen.

Selbstverständlich erfolgt die für die Bewirtschaftung der Felder weniger bequeme Ansiedlung in Gestalt des Straßendorfes, wo immer sie gewählt wird, nicht aus ästhetischer Liebhaberei sondern aus Nützlichkeitsgründen, in

da und dort Anklang findet, so ist dies zweifellos ein Beweis von hochgradiger Verstimmung in den betreffenden Kreisen. Zur Charakterisierung der Schrift hebe ich nur den einen Satz heraus: „Es mag hier unerörtert bleiben, ob die Polen früher mit dem Boykott und dem Hegen angefangen haben oder die Deutschen.“ Darin liegt ein Zugeständnis, das die Gründung des deutschen Abwehrvereins, nämlich des Ostmarkenvereins, den Herr Rabbow durch einen Antiofmarkenverein kalt stellen will, in das richtige Licht stellt.

Golenhofen zum Beispiel wegen der Wasserversorgung. Während sonst womöglich jeder Ansiedler seinen eignen Brunnen bekommt, mußte wegen des tiefen Grundwasserstandes in Golenhofen eine gemeinsame Wasserversorgung hergestellt werden. Im Gegensatz zu seiner äußern Erscheinung kann Golenhofen aber nach seinem innern Aufbau als Norm einer Ansiedlergemeinde gelten. In Golenhofen entsprechen der von der Kommission angestrebten Norm für ihre Dörfer: 1. die bunte Mischung der (sämtlichen evangelischen) Ansiedler bezüglich ihrer Heimat, 2. der Eigentumscharakter sämtlicher vergebener Stellen, unter denen keine Pachtstelle ist, 3. die Markungsgröße, 4. die Zahl der Stellen, 5. die Durchschnittsgröße der Stellen.

Was die Herkunft der Ansiedler anlangt, so sind alle Kategorien vertreten: a) Posener, b) sonstige Norddeutsche, c) Süddeutsche, d) deutsche Rückwanderer, die, zur Hälfte aus Galizien, zur Hälfte aus Rußland stammend, im Verhältnis zu andern Dörfern etwas reichlich vertreten sind.

Die Markungsgröße entspricht mit rund 600 Hektar dem Durchschnitt, die Zahl der Stellen, die vierzig beträgt, übersteigt ihn um weniges. Das wesentlichste ist, daß von diesen vierzig Stellen dreiviertel Vollbauernstellen sind, das heißt Wirtschaften, die zwei Pferde brauchen aber auch tragen, und die deshalb in den Veröffentlichungen der Ansiedlungskommission als „spannfähig“ bezeichnet werden.

„Die spannfähige Bauernstelle bildet das Rückgrat der Ansiedlungsgemeinden“, dies ist einer der Hauptsätze, von denen die Ansiedlungstechnik schon der ersten Präsidenten von Zedtlitz und von Wittenburg geleitet wurde, und der sich fortlaufend bewährt hat. Fünfzehn Hektar kann ein Bauer mit seiner eignen Familie bearbeiten und voll ausnützen, je nach der Art des Bodens und der Leistungsfähigkeit seiner Familie vielleicht etwas mehr, vielleicht auch etwas weniger; zu mehr als zwanzig Hektar braucht er aber die Hilfe Fremder, und da diese nach Lage der Dinge nur Polen sein können, ist ein solcher Betrieb vom nationalen Standpunkt aus verwerflich. Eine Fläche von fünf bis zehn Hektar, eine „Halbbauernstelle“, kann, wenn es sich nicht um Hackbau handelt, ihren Besitzer und seine Familie nicht voll ernähren und auch nicht voll beschäftigen; solche abhängige Leute sind aber nicht die steifnackigen Männer, die den Einfluß des Großgrundbesitzes, der immer noch 44 Prozent des Bodens von Posen und Westpreußen inne hat, abschwächen könnten.

Wenn die Ansiedlungskommission trotzdem auf jeder Kolonie einige solche Stellen ausgelegt hat, so geschah es, weil einige wenige solcher Halbbauern unter etlichen zwanzig bis dreißig Vollbauern immer genügend Arbeitsgelegenheit finden und nach so und so viel Jahren der Arbeit und des Sparens soviel zusammenbringen können, um die ersehnte Vollbauernstelle zu erlangen. Ohne diese Einrichtung der „Halbbauernstellen“ hätte die Kommission viele geeignete Kräfte wegen Mangels an Vermögen zurückweisen oder sie statt als Eigentümer kleinerer Flächen als Pächter größerer ansetzen müssen. Dieser anfänglich sehr wenig beliebte Ausweg ist in letzter Zeit häufiger beschritten

worden, namentlich auf Wunsch von Rückwandern, die größere Stellen gewöhnt waren und von deren wirtschaftlicher Tüchtigkeit die Überführung des Pachtguts in Eigentum zu hoffen war.

Übrigens war Golenhofen nicht der Anfang, sondern nach dem Grundsatz der Steigerung der Eindrücke das Ende unsers ersten Ausflugs. Dieser führte uns von Posen aus in einem stattlichen Wagenzug zuerst nach dem nahegelegnen Gut Solatsch, das zur vorläufigen Unterbringung von Ansiedlerfamilien dient. Die einfachen, saubern, praktisch eingerichteten Gebäude beherbergen oft längere Zeit „Rückwanderer“ aus Galizien oder Rußland, das heißt Nachkommen der deutschen Auswanderer des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, die hier die preußische Kultur zunächst in Gestalt des Impfmessers, und wenn nötig, des Desinfektionssofens kennen lernen. Für mich, der ich die Entdeckung der Schutzpockenimpfung für die größte aller medizinischen Errungenschaften halte, war es eine tragikomische Überraschung, daß ich zum allerersten Empfang auf dem Ansiedlungsgebiet mit den Klagen einer Frau begrüßt wurde, die den skrofulösen Ausschlag ihres Kindes der Impfung zur Last legte. Das erste Ansiedlungsdorf, das wir genauer ansahen, war das 7 Kilometer von Posen entfernte Schönherrnhäusen, das erst im Jahre 1907 angelegt, aber in der Hauptsache schon ausgebaut, uns in vollem Reiz einer frischen Schöpfung entgegentrat. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die Kolonie von nagelneuen, saubern Häusern mit ihren hübschen Ziegeldächern und frisch angelegten Gärten auf mich machte. Und dieser Eindruck wurde noch gesteigert, als wir bei der Weiterfahrt durch das im schönsten Grün prangende Saatfeld in eine Allee ganz junger Apfelbäume einbogen, die eben ihre ersten, wahrscheinlich ihre allerersten Blüten entfalteten. Ich mußte an Gustav Freytag denken. Wenn er dieses „neue Bauernland“, dieses „neue Deutschland“ hätte erleben dürfen, das wäre der schönste Lohn für den Propheten gewesen, der, von wenigen verstanden, uns in dem unkultivierten Osten ein künftiges deutsches Neuland gewiesen hat. Wir alle haben uns in Golenhofen und anderwärts über die sinnvollen ernstesten und lustigen Sprüche (bei deren Auswahl Meister Sohnrey die Hand im Spiel gehabt haben soll) an vielen Häusern gefreut; gewiß fände sich auch eine ins Auge fallende Fläche, etwa an einem Schulhause, geeignet für ein kernhaftes Wort von Gustav Freytag, dem Dichter zur Ehre, dem Haus zur Weihe!

Schönherrnhäusen und das fünfzehn Minuten westlich von Gnesen liegende Korndorf, das wir zwei Tage später besuchten, vertreten zwei Typen von Ansiedlungen, die nur in der Nähe größerer Städte oder Fabriken möglich und deshalb selten sind, nämlich Dörfer mit reichlicher Zugabe von Stellen für Landarbeiter und ländliche Handwerker oder von Stellen für Fabrik- und sonstige städtische Arbeiter.

Von den 81 Stellen in Schönherrnhäusen waren 23 unter 2,5 Hektar und weitere 5 unter 5 Hektar. So kleine Stellen können in größerer Anzahl nur in der Nähe einer Stadt angelegt werden, weil dort der Gemüsebau seinen Mann nährt, namentlich wenn sich in ihm eine Spezialität ausbildet. So

verdienen die aus Bayern eingewanderten Kleinsiedler in Schönherrnhäusen ein schönes Geld mit Anbau von Gurken. Unter den Vollbauern traf ich einen engern Landsmann, der, in der fruchtbarsten Gegend Württembergs zu Hause, mit seiner neuen Heimat recht zufrieden ist, weil er am Fuße seines heimatlichen Asperg niemals zu 60 preußischen Morgen (= 15 Hektar) Land hätte kommen können. Während es sich in Schönherrnhäusen um einen Versuch handelt, „Landarbeiter“ in größerer Menge neben Bauern anzusiedeln, sahen wir in Korndorf, vor den Toren Gnesens, eine ebenfalls ganz frische Ansiedlung für städtische Arbeiter, Maurer, Zimmerleute, Fabrikarbeiter usw., die außer ihrem Häuschen je nur $\frac{1}{2}$ Hektar Land haben. Hier ist das Ideal Naumanns verwirklicht: der Fabrikarbeiter im Einfamilienhaus in nächster Nähe der Stadt sitzend, aber doch in vollständig ländlicher Umgebung und mit so viel Grund und Boden ausgestattet, als seine Familie und er in seinen Freistunden bewältigen kann. Dazu kommt aber noch die Hauptsache, nämlich billiges Geld, um dieses bescheidne Paradies zu bezahlen. Die Bedingungen sind folgende: der Arbeiter, der Besitzer eines der etwa 3500 Mark kostenden Häuser werden will, hat zunächst 500 Mark anzuzahlen, für den Rest muß er 3 Prozent Zins und 2 Prozent Amortisation zahlen, außerdem muß er das Grundstück mit 2 Prozent des Wertes verrenten. In absoluten Zahlen ausgedrückt macht dies zusammen im Jahr etwa 180 Mark, und diese kann er durch den Verkauf der zwei Schweine aufbringen, die sein Land trägt. Trotzdem spricht sich der Bericht der Ansiedlungskommission über das zu erwartende Ergebnis der Versuche mit den Arbeiterkolonien sehr vorsichtig aus.

Schönherrnhäusen ist ein ausgesprochenes „Reihendorf“; wer vom Süden oder Westen kommt und diese moderne Ansiedlungsform nicht kennt, der läuft Gefahr, daß er das Dorf vor lauter Häusern nicht findet. Das Reihendorf will jedem Ansiedler sein Haus in sein Grundstück hineinstellen wie beim Hofsystem, aber gleichzeitig an eine gut fahrbare Straße; in solchen „Dörfern“ beginnen die Häuser deshalb hart an der Markungsgrenze und ziehen sich zu beiden Seiten der Hauptstraße in ziemlich großen und regelmäßigen Abständen bis ans andre Ende des Gattert.

Wo die Ansiedlungskommission eine Anzahl aneinandergrenzender Güter erworben hat, entstehen so längs der sie durchziehenden Hauptstraße jene eigentümlichen, stets unterbrochen und nie ganz aufhörenden Reihen von Einzelhöfen, die längs der Bahnlinie Posen – Gnesen – Hohensalza selbst dem gänzlich unorientierten, flüchtigen Reisenden auffallen müssen. Dort wo es sich um vereinzelte, in Reihendörfer verwandelte Güter handelt, erinnert die Häuserreihe an die Bahnhofstraße alter, aber mit der Neuzeit gehender Städtchen, die seinerzeit so unvorsichtig waren, 1 bis 2 Kilometer abseits der spätern Bahnlinie zu entstehen.

Von Schönherrnhäusen führte uns der Weg nach Nordheim, früher Morasco genannt, wo inmitten des ehemaligen Gutsparks unter hohen Fichten gegenwärtig eine auch für Schönherrnhäusen und andre Dörfer dienende Kirche

gebaut wird. Auch Nordheim ist ein Reihendorf, aber ein solches mit „Dorfkern“, der wie meist aus dem alten Gutshaus, der neuen Kirche und vielleicht dem Schulhaus besteht. Bleibt, wie in Nordheim, auch ein Teil des Parkes erhalten, so machen diese „Reihendorfer mit Dorf kern“ einen viel „heimlicheren“ Eindruck als die amerikanisch nüchternen, gemeinen Reihendorfer. Die Kirche in Nordheim verspricht hübsch zu werden. Ich hatte Gelegenheit, eine ganze Anzahl der vierzig von der Ansiedlungskommission gebauten Kirchen zu sehen, sowohl von außen wie von innen, und ich habe meist das Gefühl gehabt, daß etwas recht Erfreuliches geschaffen worden ist. Die Kirche in dem Städtchen Janowitz nördlich von Gnesen und die in Gollub an der russischen Grenze unweit von Thorn zeigen, daß sich ihre Schöpfer in die bodenständige Kunst ihrer Provinzen aufs innigste eingelebt haben: diese Neubauten erinnern, ohne nur Abklatsch zu sein, an die flotten und eigenartigsten mittelalterlichen Kirchen, die in dem vom Staat herausgegebenen Prachtwerk „Kunst- und Altertumsdenkmäler von Posen und Westpreußen“ wiedergegeben sind.

Die beiden folgenden Tage führten uns in das dichteste Netz von Ansiedlungen, das bis jetzt geschaffen worden ist. Es liegt im Kreise Gnesen, dessen Gesamtgrundfläche zu einem Drittel, dessen Großgrundbesitz zur Hälfte von der Kommission erworben worden ist. Die erste Siedlung, die wir sahen, und der wir einen ganzen Nachmittag widmen konnten, Talsee, liegt etwa 8 Kilometer östlich von Gnesen. Das Dorf ist im Jahre 1901 angelegt und anscheinend im besten Gedeihen; dafür sprechen unter anderm die um die Häuser und die Höfe liegenden wohlgepflegten Gärten, die schon hoch heraufgewachsen sind. An dem Krug prangt die Aufschrift „Luftkurort Talsee“, der ich die Berechtigung nicht absprechen möchte, denn die Gegend ist nicht ohne Reize. Der See, der dem Ort den Namen gegeben hat, ist etwa 3 Kilometer lang, ziemlich schmal und windet sich wirklich hübsch zwischen zwei mit Buschwald bestandenen Hügelwellen, von denen man eine ganz gefällige und charakteristische Aussicht über die Moränenlandschaft mit ihren Reliktenseen hat. Wichtiger waren uns natürlich die Menschen, die wir trafen. Schon bei unsrer Ankunft begrüßte uns vor dem Krug eine Anzahl der Ansiedler, denen sich nach Feierabend wohl der größte Teil der übrigen zugesellte. Ein recht trinkbares Bier aus der Gegend half über die erste Schwierigkeit der Annäherung hinweg, und dies gelang um so leichter, als sich — wenn man es nicht gar zu genau nahm — für viele von der Gesellschaft landsmannschaftliche Anknüpfungspunkte finden ließen. Mein „engerer“ Landsmann war nun allerdings ein Rückwandler aus der Gegend von Lemberg in Galizien, aber er wußte wenigstens, daß sein Großvater von der Ulmer Alb stammte, und seine Sprache hatte immer noch etwas schwäbische Klangfarbe. Ich fragte ihn nach den Aussichten des Bundes der Deutschen in Galizien und war erstaunt über seine Sachkenntnis.

Nach längerer Unterhaltung wagte ich die Frage: „Warum sind Sie eigentlich nach Posen gekommen?“ und erhielt die bündige Antwort: „Weil ich es nicht mehr aushielte, daß jeder Polack und jeder Jud mich wegen meiner

evangelischen Religion schlecht behandeln durfte, und wenn ich für mein Sach nichts bekommen hätte, ich wäre doch nach Posen!"

Daß dies nicht bloß Redensart war, bewiesen die verschiedenen tausend Gulden, die er tatsächlich mitgebracht hat. Der Sohn dieses Mannes ist Lehrer in Aussig in Böhmen und ist bei einem Gehalt von 800 Mark Mitglied, und zwar tätiges Mitglied von acht nationalen Vereinen. Wenn unsre Ansiedler und die Einheimischen in der Ostmark alle soviel Nationalgefühl hätten wie diese Familie, könnte die Ansiedlungskommission mit viel weniger Vorsicht und wesentlich billiger arbeiten!

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einflechten, daß die Rückwandler nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, meist arme Leute sind. In den ersten zwanzig Jahren der Ansiedlungstätigkeit machten die Rückwandler 20 Prozent der Angesiedelten aus, brachten aber 24 Prozent von den 53 Millionen, die von den Ansiedlern nachgewiesen wurden, ins Land. Die Mannen, die uns vor dem Krug erwarteten, sahen, wenn auch ohne Bratenrock, Dekorationen und Regenschirm, ungefähr so aus wie ein biederer Kriegerverein. Im Verlauf des Abends stießen wir aber auf Gesichter, die ebensogut amerikanischen Farmern hätten gehören können, und am Schluß hatte ich das unbestimmte Gefühl, das sich in den nächsten Tagen verdichtete: Hier bildet sich ein tiers état, der über kurz oder lang an die Pforten des Kreisparlamentes pochen wird. Etwas eigentümlich berührte mich die von einem meiner Nebenitzer unter aufmerksamem Zuhören der übrigen gestellte Frage: „Wann bekommen wir unsre Stellen als freies Eigentum?“ Die erschöpfende Antwort — die ich ihm nicht geben konnte — wäre folgende gewesen: „Eigentümer Ihres »Rentenguts« sind Sie seit dem Tage der Ausfertigung des Übergabevertrags, gewisse Einschränkungen Ihres freien Verfügungsrechts blieben aber auch dann bestehen, wenn Sie alle finanziellen Verpflichtungen erfüllt, das heißt Ihre Rente bis auf die überhaupt nicht ablösbaren letzten 10 Prozent abgelöst hätten.“

Wer von der Ansiedlungskommission ein Rentengut übernimmt, braucht für den Grund und Boden weder Angeld noch Zieler zu bezahlen, sondern nur eine jährliche sich gleich bleibende Rente, die 3 Prozent des Bodenwertes beträgt. Die meisten Ansiedler bekommen von der Kommission auf Ansuchen zum Bau und zur ersten Einrichtung des Hofes ein Darlehn von 2000 bis 3000 Mark: dieses Darlehn dagegen muß nicht bloß mit 3 Prozent verzinst, sondern ebenfalls mit 3 Prozent amortisiert werden. Die Bodenrente ist ewig (wie die Zinsen einer Hypothek), wenn sie nicht mit dem 40- oder 33,3fachen Betrag der Jahresrente auf einmal oder in Raten abgelöst wird. Der Rentengutsbesitzer kann dies jederzeit tun, der Staat kann die Ablösung aber erst fünfzig Jahre nach der Gutsübergabe verlangen und hat dann nur den 25fachen Betrag der Jahresrente zu fordern. Zehn Prozent der Rente sind, wie oben bemerkt, nicht ablösbar.

Als Gegenleistung gegen diese außerordentlich bequemen Zahlungsbedingungen muß der Rentengutsbesitzer aber bei der Auffassung dem Staat das

Wiederkaufsrecht einräumen für den Fall, daß er die Stelle nicht binnen zwei Jahren betriebsfähig macht, daß er ohne besondere Erlaubnis geistige Getränke vertreibt, daß er die Stelle nicht selbst bewirtschaftet, daß er ohne Genehmigung des Staats verpachtet, parzelliert oder verkauft, oder daß er in Gant kommt. Ein Vorkaufsrecht des Staates tritt auch ein nach dem Tode des Rentengutsbesizers. Diese Beschränkungen des vollständigen freien Besitzrechtes mußte der Staat festsetzen, da sonst unter Umständen Personen in den Besitz eines Rentengutes kommen könnten, die den nationalen Zweck der Einrichtung schwer schädigen würden. Für den loyalen und fleißigen Ansiedler oder seine Familie sind diese Beschränkungen jedoch vollständig belanglos. Wenn nach dem Tode eines Rentengutsbesizers von den Erben ein Sohn, Schwiegersohn oder sonst ein in wirtschaftlicher und nationaler Beziehung unverdächtiger Mann als Gutsnachfolger vorgeschlagen wird, so macht der Staat von seinem Vorkaufsrecht keinen Gebrauch.

Der nächste Tag führte uns auf einer Strecke von 40 Kilometern durch das dichte Netz deutscher Ansiedlungsdörfer im Norden Gnesens, die nahe daran sind, den Anschluß an das deutsche Netzetal, die Kolonien Friedrichs des Großen, zu erreichen.

Doch zuvor noch ein Wort über die Kreisstadt Gnesen selbst, deren Deutschtum durch die Ansiedlungspolitik indirekt in erfreulichster Weise gefördert wird. Gnesen hat zwei Gesichter, ein polnisches und ein deutsches. Wer am Tage seines Patrons, des heiligen Adalbert, oder an einem andern hohen Festtag in die Nähe seines Domes kommt, der erlebt noch einen Nachhall der Zeit, wo Gnesen die kirchliche Metropole von Tausenden von Quadratmeilen war. Wenn sich die Wallfahrer zu den Reliquien des Apostels der Polen und der Preußen drängen, wenn in langem Zuge die reichen Kirchenfahnen flattern und ein polnisches Lied nach dem andern ertönt, dann ist Gnesen auf Augenblicke wieder mittelalterlich und polnisch. Am Werktag aber ist die Titularstadt des Titularreichsverwesers der Krone Polen eine solide, moderne, königlich preußische Landstadt mit deutscher Oberschicht und rein deutscher Stadtverwaltung. Eine geistliche Stadt etwa wie Freising, die gleichalte und ebenfalls depossedierte kirchliche Metropole der Bajuwaren, ist Gnesen nicht. Die Stadt hat zwar sieben Kirchen, diese fallen dem Fremden aber ebensowenig in die Augen wie die sieben Hügel, auf denen sie stehen sollen. Eine Ausnahme macht nur die Domkirche, deren gotisches Turmpaar weithinaus in die Lande leuchtet. In einer kirchenreichen Stadt wie Köln würde selbst der historisch ehrwürdige Dom nicht auffallen, denn er ist nicht eben groß, und wiederholte Brände und Restaurationen haben sein Äußeres der Einheitlichkeit beraubt, ohne es malerisch zu machen. Die Gesamtwirkung des Innern ist reich und festlich, ohne überladen zu sein. Aus seiner großen Zeit hat der Dom außer den Gebeinen des Heiligen*) drei Andenken gerettet, nämlich die kunstvolle Bronzetür mit den Reliefdarstellungen

*) Die Gebeine des heiligen Adalbert sind übrigens auch in Prag zur Verehrung ausgestellt.

der Legende des heiligen Adalbert, ein Werk des zwölften Jahrhunderts, ferner ein kostbares Evangelarium, ebenfalls aus dem zwölften Jahrhundert (das als *codex argenteus* oder auch als Meßbuch des heiligen Adalbert bezeichnet wird), und endlich den uralten, ganz schlichten steinernen Taufstein, der vor der Barockpracht des Innern in die Vorhalle geflüchtet ist, um wenigstens noch als Weihwasserbecken weiter zu dienen. Die guldnen und silbernen Gefäße haben die schwedischen Kriegsknechte an sich genommen.

Unter dem Duzend Ansiedlungsbörser, die wir am vierten Reisetage zu sehen bekamen, waren solche von allen Altersklassen. Nach dem noch im ersten Reiz der Jugend strahlenden Schönherrnhäusen war es besonders lehrreich, in Libau und Bismarcksfelde zwei der ältesten Siedlungen kennen zu lernen. Libau, 8 Kilometer von Gnesen entfernt, ist schon recht mit seinem Grund und Boden zusammengewachsen; hohe Bäume, die Firste weit überragend, zeigen, was in dreiundzwanzig Jahren wachsen kann, während die erste Generation der Ansiedler die Höhe des Lebens bereits sichtlich überschritten hat. Neben Gestalten, die schon etwas vornüberhängen, traf ich eine noch recht rüstige Großmutter, die schon drei im Lande geborne Töchter an Ansiedler verheiratet hat und von Zeit zu Zeit in wichtigen Angelegenheiten auf vier bis sechs Wochen ihren eignen Hof im Stich lassen muß. In Libau besuchte ich wieder zwei Württemberger. Der eine von ihnen, der mit 2400 Mark vom Fuße des Richtenstein eingewandert ist, hat jetzt 36 preußische Morgen (= 9 Hektar), 7 Kühe und Jungvieh, 2 Pferde und ein ganz hübsches Haus nebst Stall und Scheune; der andre, der 8000 Mark beibringen konnte, verfügt jetzt über 127 Morgen (= 32 Hektar). Als wir ganz unerwartet etwa fünfzehn Mann hoch dem ersten in die Wohnstube einfielen, brachten wir seine Frau in schreckliche Verlegenheit, weil ihre Gardinen eben in der Wäsche waren; die gute Frau entschuldigte sich ob dieses Verbrechens bei jedem einzelnen, genau wie sie es in der alten Heimat gemacht hätte, während der Mann plötzlich verschwand, um alsbald aus seinem Keller wieder aufzutauchen, in der einen Hand einen Krug „Most“ (Apfelwein), in der andern einen Krug „Träubleswein“ (Johannisbeerwein), die er der wildfremden Gesellschaft aufwartete. Um das schwäbische Idyll vollständig zu machen, begrüßte die Hausfrau den Präsidenten der Ansiedlungskommission, den sie nicht erkannte, zutraulich-freundlich mit den Worten: „Sie kenne ich, Sie müssen schon einmal dagewesen sein“, während ich alsbald feststellte, daß unser lebenswürdiger Wirt ein richtiger Vetter eines Stammtischgenossen von mir war.

